

Bei Hunden verstehen sie keinen Spaß

Der preisgekrönte Film *Slumdog Millionaire* ist in Indien umstritten

Sven Hansen

Der mit acht Oscars ausgezeichnete britisch-indische Film *Slumdog Millionaire* spielt in Mumbais größtem Slum Dharavi. Dort lehnen die Menschen den Titel des Films ab. Doch der Film macht auch Hoffnung.

„**S**lumdog Millionaire habe ich noch nicht gesehen,“ sagt Sayed Yunus Ali. „Aber ich habe gehört, der Film ist schlecht. Denn er vergleicht uns mit Hunden.“ Ali macht gerade Pause in seiner Recyclingwerkstatt in Mumbais Slumviertel Dharavi, wo ein Teil des Films gedreht wurde. Bis zu einer Million Menschen leben hier. Das macht Dharavi nicht nur zu Mumbais größtem Slum, sondern zum größten der Welt. In seiner nach verschmortem Plastik stinkenden Werkstatt zerschreddern Ali und seine Mitarbeiter Plastikreste. Recycling ist Dharavis größte Industrie, die hier weder Umweltstandards noch Gesundheitsvorschriften kennt. Während ein Mitarbeiter neben dem Schredder auf dem Boden der Hütte mit einem Kerosinkocher Essen zubereitet, füttert der 31-jährige Ali zwischen Säcken voll Plastik seine Ziege mit Blättern.

Alis Antwort ist typisch, wenn Dharavis Bewohner nach *Slumdog Millionaire* gefragt werden. Der bereits mit vier Golden Globes ausgezeichnete Film des britischen Regisseurs Danny Boyle („*Trainspotting*“, „*The Beach*“) war bei der Verleihung der *Academy Awards* („Oscars“) am 22. Februar der

Favorit. Doch in Dharavi hatte bisher kaum jemand den Streifen gesehen. Dabei läuft er in Indiens Kinos bereits seit dem 23. Januar. Doch Dharavis Bewohner sind mit ihrem täglichen Überlebenskampf zu beschäftigt. Viele arbeiten zwölf Stunden am Tag an sieben Tagen die Woche in einem der rund 10000 Betriebe dieses Slums von nur 1,75 Quadratkilometern Fläche. Neben Recycling gibt es hier eine große Lederindustrie, Textilbetriebe, Metall- und Holzwerkstätten, Bäckereien und Töpfereien.

„Wir sind keine Slumhunde“

„Wenn wir den Film sehen würden, dann nicht im Kino, sondern auf DVD“, erklärt der mit schwarzer Farbe verschmierte Muhammad Mustakim Khan. Mit einer Spritzpistole besprüht er Lederstücke, die ein Kollege zum Trocknen aufhängt. Ein Kinobesuch würde Khan mindestens 100 und damit fast den gesamten Tagesverdienst von 120 Rupien (ca. zwei Euro) kosten. Doch auch Khan denkt, der Film sei nicht gut, weil er die Menschen hier Hunde nenne. In Dharavi gab es deshalb schon einen Protest gegen den Film. An ei-

Sven Hansen



Links: Recyclingunternehmer Sayed Yunus Ali füttert in seinem Betrieb eine Ziege. Er hat *Slumdog Millionaire* nicht gesehen, ist aber gegen den Film, „weil er uns Hunde nennt“.

Rechts: Farbeimerrecycling. Die Eimer werden glattgeklopft, dann ausgebrannt, was fürchterlich stinkt, geschliffen, angestrichen und dann verkauft.



Sven Hansen

ner Kreuzung hängt noch ein Transparent mit der Aufschrift: „Wir sind keine schlechten Menschen und keine Slumhunde. Wir hängen nicht rum, sondern leben und arbeiten hier.“

Im Film steht der 18-jährige Slum- und Waisenjunge Jamal Malik (gespielt von Dev Patel) in der indischen Version des TV-Ratequiz *Wer wird Millionär?* (*Kaun Banega Crorepati*) vor der entscheidenden Millionenfrage. Er hat bisher alle Fragen richtig beantwortet, was er mangels Schulbildung eigentlich gar nicht hätte können. Das lässt den von Bollywoodstar Anil Kapoor gespielten Quizmaster Betrug wittern und den Jungen von der Polizei festnehmen.

Doch trotz Folter kann die Polizei Jamal kein Geständnis entlocken. Vielmehr erklärt er beim Verhör anhand von Erfahrungen aus seinem Leben im Slum und auf der Straße, warum er dennoch die richtigen Antworten wusste. Der Film zeigt, wie Jamal bei antimuslimischen Ausschreitungen seine Mutter verlor und sich mit seinem Bruder mit Bettelei, Gelegenheitsjobs und Gaunereien durchschlägt. Während sein Bruder in die Kriminalität abdriftet, wird Jamal *chai wala*, ein Teejunge in einem Call-Center, bevor er, verwohen in eine Liebesgeschichte zu einem früheren Slummädchen, in der Fernsehshow Millionen Zuschauer zum Staunen bringt.

Die Realität ist besser als im Film

„Die Menschen hier haben in der Tat die Fähigkeit, Millionäre zu werden“, meint Sangita Thanmantha Dogi. Mit 18



Sven Hansen

Schulkinder tanzen auf einer Bühne im Schulhof. Der ist voller Müll, der zum Teil brennt und stinkt und in dem Ziegen nach Futter suchen.

Jahren ist die Bewohnerin Dharavis so alt wie die Hauptfigur im Film. Die Frage, ob sie jemanden aus Dharavi kenne, der Millionär geworden sei, verneint sie. Aber sie verweist auf Bollywoodstar Kapoor. Der stamme zwar nicht aus Dharavi, aber aus einem anderen der rund 2000 Slums der 20 Millionen Einwohner Metropole Mumbai. „Die Realität hier ist besser als im Film“, sagt Dogi. „Es hat hier einen Wandel zum Besseren gegeben.“ Manche Filmszenen findet sie übertrieben, wie die wo einem Straßenjungen ein Auge zerstört wird, damit er mitleidserregender betteln kann. „So etwas gibt es hier nicht“, meint Dogi, „zumindest ist das nicht meine Erfahrung.“

Viele in Dharavi ärgert die Szene, in welcher der kleine Jamal in eine Latrine springt, weil dies für ihn der einzige Weg ist, aus einer verschlossenen Toilette heraus und damit in die Nähe von Bollywood-Superstar Amitabh Bachchan zu kommen. Dem über und über mit Kot beschmierten Jungen stellt sich niemand aus der Menge in den Weg. So gelangt er bis zum Superstar und bekommt als einziger seiner Clique das ersehnte Autogramm.

Was im Film übertrieben absurd-komisch ist, wird in Dharavi als beleidigend empfunden. „Ich bin so alt wie Jamal, aber ich habe hier noch nie so eine ekelhafte Toilette und so viel Dreck gesehen wie im Film“, sagt Moqim Ansari. Er weiß nicht, dass Regisseur Boyles Kultfilm *Trainspotting* eine ähnlich absurde Kloszene mit einem schottischen Drogensüchtigen enthält. Vielmehr fragt Ansari: „Warum zeigt der Regisseur nur negative Seiten? Und will er etwa sagen, wir sind Hunde?“

Zwar hält auch Ansari, der in Dharavi in einer Stickerei arbeitet und in Abendkursen Englisch lernt, die Hauptfigur Jamal für eine Inspiration. Aber gerade weil der Film ansonsten Indien so negativ darstellt, war sich Ansari sicher, dass der Streifen viele Oscars bekommt. Schließlich hätten schon die britischen Kolonialisten Inder als Hunde



Ein Arbeiter sortiert Plastikmüll auf dem Dach einer Hütte.



Plastikrecycling: Farblich sortierter, geschredderter und gewaschener Plastikmüll wird in der Sonne getrocknet und dabei von einem Arbeiter mit den bloßen Füßen gewendet. Anschließend werden die Plastikstücke eingeschmolzen, zu langen Fäden verarbeitet und in Pellets geschnitten, in Säcke verpackt und an die Industrie als Rohstoff verkauft.

bezeichnet. Filme über Indien sollten anders gemacht werden und „das Positive darstellen“, meint Ansari.

Aufklärerisches Potenzial

Der Wächter Sheikh Mohamad Wasil empfindet den Film als Beleidigung für ganz Indien. Doch die folternden Polizisten seien treffend dargestellt. An diesen Szenen hat auch sonst kein Gesprächspartner etwas auszusetzen. Sie entsprächen ihren eigenen Erfahrungen, sagen viele. Gespalten sind die Meinungen, ob der Film durch die Darstellung der Armut helfe, das Leben der Menschen in Dharavi zu verbessern. „Dieser Film wird nicht helfen“, meint etwa der Lehrer Ashok Harikeri. Schließlich sei es auch nicht der erste Film, der in Dharavi gedreht wurde. „Es hat hier bereits viele Verbesserungen gegeben“, sagt der 30-Jährige. „Aber nicht wegen eines Films oder der Regierung, sondern weil Nichtregierungsorganisationen und vor allem die Menschen selbst hier etwas verändert haben.“ Trotzdem hatte sich Harikeri gewünscht, dass der Film möglichst viele Oscars bekommt. „Das ist eine Ehre für Indien“, sagt er. Insbesondere A.R. Rahman, der in Indien „Mozart von Madras“ genannte Komponist der Filmmusik und des Filmhits „Jai Ho“, habe seine zwei Oscar verdient.

Umstritten ist, ob der Film hilft, über die Zustände in Slums wie Dharavi aufzuklären und so für Abhilfe zu sorgen. „Die Botschaft des Films ist, dass die Reichen den Armen helfen sollen“, meint Aakash Rajhans. Er lebt seit zwei Jahren in Dharavi, gibt dort Computerunterricht und findet den Film bis auf den Titel „okay“. Er sagt: „Viele wissen ja gar nicht, unter welchen Umständen Indiens Arme leben.“ Er glaubt deshalb, dass der Film aufklären könne. Ironischerweise war Vikas Swarup, der Autor des 2005 erschienen Bestsellers *Q and A* (deutsch: *Rupien, Rupien*), auf dem der Film beruht, bis zur Verfilmung selbst noch nie in Dharavi gewesen. Swarup ist zur Zeit Indiens stellvertretender Botschafter in Südafrika und schrieb das Buch am Ende seiner Stationierung in London.

Einige indische Linksintellektuelle sind der Meinung, der Film zeige nichts Neues, könne aber im Ausland wie bei der eigenen ignoranten Mittel- und Oberschicht Augen öffnen. Es sei mitnichten der erste Film, der Armut in Indien zeige, aber einer, der dies auf eine Weise mache, die global attraktiv sei, meint Aniket Alam, Redakteur beim Intellektuellenblatt *Economic and Political Weekly* in Mumbai. Sitaram Yechury, Fraktionsvorsitzender der Kommunistischen Partei (CPI/M) im nationalen Parlament in Neu-Delhi, verteidigt den Film als Darstellung der Realität: „Der Vorwurf, der Film betreibe Armuts-Pornographie oder Armuts-Voyerismus, trifft nicht zu.“ Der Film glorifiziere nicht die Armut. Doch für die breite Mehrheit der Inder biete der Film nichts Neues. „Sie brauchen nicht das Buch *Der Weiße Tiger* oder den Film *Slumdog Millionaire*, weil sie die darin beschrie-



Sven Hansen



Oben: Arbeiter einer Lederfärberei.
Mitte: Bäckerei.
Unten: Metallwerkstatt, die Maschinen für das Plastikrecycling herstellt.
Die Arbeiter arbeiten ohne jegliche Schutzkleidung.

bene Realität jeden Tag erleben“, so Yechuri. Doch leider bedürfe es offenbar international bekannter Regisseure, damit Filme, die solche Realitäten zeigten, von einem größeren Kreis wahrgenommen werden. Die Schriftstellerin und Aktivistin Arundhati Roy findet die Darstellung der Armut im Film hingegen viel zu unpolitisch: „Der Film vermittelt die falsche Hoffnung, dass die Armen auch eines Tages Millionäre werden könnten.“ Doch es ist gerade diese unglaubliche Botschaft, die allen Befragten in Dharavi Hoffnung macht und mit der sie am wenigsten Probleme haben.